



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



EVANGELISCHE
UNIVERSITÄTSKIRCHE
ST. MARKUS

UNIVERSITÄTS- GOTTESDIENSTE **JESUS**

Wintersemester 2025/26

PREDIGTEN

Rabbi
Jesus-Worte

Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Levin
20. So. nach Trinitatis, 2.11.2025

Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Mk (2,17)
Wie können die Hochzeitsleute fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist! (Mk 2,19)

Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen. (Mk 2,27)

Darf man am Sabbat Gutes tun oder Böses tun, Leben erhalten oder töten? (Mk 3,4)

Siehe, das sind meine Mutter und meine Brüder. (Mk 3,34)

Ein Prophet ist nirgends verachtet außer in seiner Vaterstadt und in seinem Hause. (Mk 6,4)

Was aus dem Menschen herauskommt, das ist's, was den Menschen unrein macht. (Mk 7,15)

Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns. (Mk 9,40)

Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. (Mk 10,9)

Lasst die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht. Denn solcher ist das Reich Gottes. (Mk 10,14)

Niemand ist gut als der Eine Gott. (Mk 10,18)

Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. (Mk 12,17)

Gott ist kein Gott der Toten, sondern der Lebenden. (Mk 12,27)

Diese Witwe hat mehr als alle in den Gotteskasten gelegt. (Mk 12,41-43a)

Liebe Gemeinde,

„Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn einer ist euer Meister; ihr aber seid alle Brüder“ (Mt 23,8). Diese Mahnung legt das Matthäusevangelium in der Pharisäerrede Jesus in den Mund, und der Evangelist hält sich daran. Im Markusevangelium sagt Petrus auf dem Berg der Verklärung: „Rabbi, hier ist für uns gut sein“ (Mk 9,5). Bei Matthäus sagt er: „Herr (*kýrie*),

hier ist gut sein!“ (Mt 17,4). Bei Markus bittet der blinde Bartimäus: „Rabbuni, dass ich sehend werde!“ (Mk 10,51). Matthäus lässt an dieser Stelle zwei Blinde sagen: „Herr (*kýrie*), dass unsere Augen aufgetan werden!“ (Mt 20,33). Bei der Sturmstillung nach Markus fragen die Jünger: „Meister, fragst du nichts danach, dass wir umkommen?“ (Mk 4,38). Im griechischen Text steht hier *didáskale* „Lehrer“, aramäisch „Rabbi“. Matthäus lässt die Jünger stattdessen sagen: „Herr (*kýrie*), hilf, wir verderben!“ (Mt 8,25). Matthäus macht Ernst damit, dass der auferweckte und wiederkommende Jesus für die Christen kein Rabbi ist, sondern der Herr. Einzig den Verräter Judas lässt er gegen die Regel verstoßen, wie wir es aus der Matthäuspasion im Ohr haben: „Bin ich's, Rabbi?“ (Mt 26,25). „Gegrüßet seist du, Rabbi, und küsste ihn“ (Mt 26,49). Man sieht, wie sich die Überlieferung unter dem Einfluss der Osterbotschaft allmählich verändert hat. Daraus lässt sich im Rückschluss entnehmen, dass Jesus tatsächlich ein Rabbi gewesen ist.

Aramäisch „Rabbi“ oder „Rabbuni“ bedeutet einfach „mein Großer“ oder „mein Herr“. So nannte der Sklave seinen Herrn, der Geselle seinen Meister, der Schüler seinen Lehrer. Im palästinischen Judentum der Zeit Jesu galt die Anrede vor allem dem Lehrer der Tora. Wer in der Tora kundig sein wollte, brauchte einen Lehrer. Wer bei einem Toralehrer in die Lehre gehen wollte, bewarb sich bei ihm und wurde bei Eignung als Schüler angenommen. Solche Schüler hatte auch Jesus; denn diejenigen, die wir „Jünger“ nennen, heißen auf Griechisch *mathētaí*, also „Schüler“. Bei Jesus bewarb man sich allerdings nicht. Die Evangelien erzählen, dass er seine Schüler von sich aus berief, bis er einen Kreis von zwölf um sich hatte. Hinzu kamen auch etliche Schülerinnen. Das war ungewöhnlich. Die Bekannteste unter ihnen ist Maria aus dem Ort Magdala, die Magdalena, die Jesus bis an sein Grab gefolgt sein soll und am Ostermorgen zur Zeugin wurde.

Wer Lehrer sein will, muss Schüler gewesen sein. Doch über Jesu Bildungsweg schweigen die Evangelien. Sie lassen Jesus als Gottessohn von Anfang an aus eigener Vollmacht sprechen. Daher wissen wir nur, dass Jesus gelernt haben muss, aber nicht bei wem. Da er von Johannes im Jordan getauft wurde, ist es möglich, dass er zu dessen Schülern gehört hat. Zwischen

Johannes und Jesus bestand ein Autoritätsgefälle, das die spätere Überlieferung nicht gelten lassen konnte. Sie hat Johannes zum Wegbereiter degradiert und ihn sagen lassen: „Nach mir kommt, der stärker ist als ich; ich bin nicht wert, dass ich mich vor ihm bücke und die Riemen seiner Schuhe löse“ (Mk 1,7). Ob Jesus bei Johannes gelernt hat oder nicht, jedenfalls hat er sich von ihm gelöst. Anders als Johannes, der die Taufe der Buße predigte zur Vergebung der Sünden (Mk 1,4), predigte Jesus: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1,15). Für Jesus war das Reich Gottes so nahegekommen, dass es schon jetzt das ganze Dasein bestimmte. Er lebte in der Gegenwart des kommenden Gottes. Das war seine Grundüberzeugung, aus der sich alles übrige erklärt.

Jesus war ein guter Lehrer. Was er seinen Jüngern beibrachte, das hat die Christenheit durch ihre ganze seitherige Geschichte begleitet, und es bestimmt bis heute unser Selbstverständnis als Christen und unser Verhalten. Statt Lehrsätze von sich zu geben, erzählte Jesus Geschichten. So tun es kluge Lehrer. Um zu zeigen, was es mit dem kommenden Gottesreich auf sich hat, erzählte er vom Sämann: „Von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre“ (Mk 4,28). Statt zu erklären, was Buße ist, erzählte er von dem verlorenen Sohn, der heimkehrt in die offenen Arme des Vaters und dort sofort und selbstverständlich aufgenommen wird (Lk 15,11–24). Die Pointen verfangen sich in den Köpfen wie Angelhaken. Als Jesus gefragt wurde: „Rabbi, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?“, erzählte er von dem barmherzigen Samariter und endete mit der Frage, die er uns bis heute stellt: „Welcher von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste geworden dem, der unter die Räuber gefallen war?“ (Lk 10,36). Ein guter Lehrer lässt die Antwort dem Schüler.

Jesu Lehre hat Schule gemacht. Seine Schüler wurden selber Lehrer: „Geht hin und lehret alle Völker!“ (Mt 28,19). Sie haben die Lehre Jesu weitergetragen und auch weiterentwickelt. Das taten sie durchaus kongenial. Deshalb können wir nicht mehr so einfach sagen, was wirklich auf Jesus

zurückgeht. Es gibt zwischen den Evangelien und sogar in ihnen beträchtliche Unterschiede. Das Matthäusevangelium legt Wert darauf, dass die Lehre Jesu mit der Tora übereingestimmt habe: „Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ (Mt 5,17). Anders die Redenquelle, die innerhalb der Evangelien Matthäus und Lukas erhalten geblieben ist und aus der die Bergpredigt stammt. Dort sagt Jesus: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist, ich aber sage euch ...“ (Mt 5,21–22). Die großen Beispielerzählungen des Lukasevangeliums sind ganz anders als die Endzeitgleichnisse des Matthäusevangeliums mit ihrem brutalen Schluss: „Da wird sein Heulen und Zähneklappen“ (Mt 22,13; 24,51; 25,30). Daneben steht die Mahnung zur Sorglosigkeit: „Seht die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch“ (Mt 6,26). Wieder anders die goldene Regel: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!“ (Mt 7,12). Diese Maxime ist das Grundprinzip aller vernünftigen Ethik. Dafür brauchte es allerdings nicht Jesus. Das haben andere ähnlich gesagt.

Noch anders klingen die Aussprüche, die in den Streitgesprächen des Markusevangeliums überliefert sind. Wenn ich die Wahl hätte, würde ich diese Sprüche für authentisch halten. Nicht nur, weil sie sich in dem ältesten Evangelium finden, sondern weil sie einen deutlichen Charakter haben, der sie von anderer Lehre scheidet und zugleich untereinander verbindet. Die zugehörigen Sprüche sind alle in kleinen Szenen überliefert, deren Pointe sie bilden. Diese Inszenierung hat sich aus den Sprüchen entwickelt. Sie ist deren Verpackung, die sie vor dem Vergessen bewahrt hat. Man kann dieses literarische Einwickelpapier auch weglassen und versteht trotzdem, was gemeint ist.

Wir haben als Lesung bereits drei dieser Szenen gehört (Mk 10,2–9.13–15; 2,23–28). Hier eine vierte: „Die Pharisäer und die Schriftgelehrten fragten ihn: Warum essen deine Jünger das Brot mit unreinen Händen? Er aber sprach zu ihnen: Was aus dem Menschen herauskommt, das ist's, was den Menschen unrein macht“ (Mk 7,5.15) Das ist ein Spruch, den keiner mehr vergisst: schlagend, witzig, auch gewagt. Aus dem Menschen kommt unten

viel heraus, und man wäscht sich danach die Hände. Aber auch oben kommt viel heraus, und auch da möchte man sich nicht selten in Unschuld die Hände waschen und beißt sich stattdessen auf die Zunge. Dem Propheten Jesaja entfährt es, als er sich im Tempel mit Gott konfrontiert sieht: „Weh mir, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen!“ (Jes 6,5). Unsauber geht es unter uns oft zu, in Wort und Tat, und wer das zum Kotzen findet, sollte nicht mit dem Finger zeigen, sondern sich fragen, was der eigene Anteil ist. *„Was aus dem Menschen herauskommt, das ist's, was den Menschen unrein macht.“*

Es geht um den richtigen Maßstab im Denken und Handeln, vor Gott und den Menschen. Dieser Maßstab entwickelt sich nicht aus starren Prinzipien, sondern aus den Umständen, aus dem, was jeweils angemessen ist: *„Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen“* (Mk 2,27). Ein solcher Ausspruch bedeutet nicht, dass der Mensch der absolute Maßstab sein soll. Im Gegenteil: Es geht um den Maßstab Gottes. Der Sabbat ist die gute Ordnung Gottes, weil er uns auf die grundlegende Passivität unseres Daseins verweist. Ich werde mir von Gott geschenkt. Ich kann mich nicht machen und muss mich nicht machen. Vielmehr darf und soll ich mich annehmen. Und so soll ich auch den anderen annehmen. Deshalb soll ich einmal die Woche einfach die Hände in den Schoß legen, aber nicht als Zwang, sondern in Freiheit.

Der Sabbat bringt uns die Menschlichkeit und die Menschenwürde in Erinnerung, und das heißt: die Würde jedes Menschen. Gerade deshalb wäre es falsch, ihn zum Prinzip zu machen. *„Darf man am Sabbat Gutes tun oder Böses tun, Leben erhalten oder töten?“* (Mk 3,4). Mit seinen Sprüchen stopft Jesus der Kleingeisterei den Mund. Spätere haben diesen Schneid nicht mehr gehabt. Sie haben Jesus einerseits christologisch überhöht: *„So ist der Menschensohn Herr auch über den Sabbat“* (Mk 2,28), andererseits seine kühne Deutung einzufangen versucht, indem sie auf Davids Notlösung zur Zeit des Hohenpriesters Abjatar verwiesen (Mk 2,25–26).

Statt herumzureden und herumzudrucksen, haut Jesus die Pointen heraus. Er hätte im Kabarett auftreten können. Er hat ein untrügliches Gespür für

Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Er fordert heraus, fordert und fördert die Selbsterkenntnis. „Niemand ist gut als der Eine Gott“ (Mk 10,18).

In der Gegenwart des kommenden Gottes stellen sich die Maßstäbe von selbst ein: was wichtig ist, und was unwichtig und unmaßgeblich ist; was bleibt, und was vorläufig ist. Das Leben gewinnt Klarheit und Leichtigkeit. „Wie können die Hochzeitsleute fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist?“ (Mk 2,19). Die Nähe Gottes muss man nicht herbeizwingen. Sie ist ja da. Sie ist Freudenzeit, kein Anlass, sich und andere zu kasteien. Vielmehr soll man sich die Kinder zum Beispiel nehmen. „Lasst die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht. Denn solcher ist das Reich Gottes“ (Mk 10,14). Wie Kinder einfach da sind, noch unbeschwert und ohne über den Sinn ihres Daseins zu grübeln, so will das Reich Gottes ohne viel Nachdenken angenommen werden.

Weil das Reich Gottes kommt, verschieben sich auch sonst die Maßstäbe. Da zählt nicht die absolute Menge, sondern wie sehr man sich selbst zu vergessen bereit ist: „Diese Witwe hat mehr als alle in den Gotteskasten gelegt“ (Mk 12,43). Ihre zwei Scherflein, die ihr ganzes Hab und Gut waren, wiegen alles auf; denn sie hat ihr ganzes Dasein in die Hand Gottes gelegt. Weil das Reich Gottes nahe ist, wendet Jesus sich denen zu, die, aus welchen Gründen auch immer, am Rand stehen. „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken“ (Mk 2,17). Ihnen vor allem gilt sein Augenmerk und die frohe Botschaft vom Kommen Gottes. Das ist aber nicht ausschließend gemeint. Jesus wollte zusammenführen, nicht abgrenzen und ausgrenzen. Das Schubladendenken, das Gegner braucht, um zu sich selbst zu kommen, und aus dem Bewusstsein, anders als andere, modern gesprochen „alternativ“ zu sein, seinen Honig saugt, war nicht seine Sache. „Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns!“ (Mk 9,40). Jesus war das Gegenteil eines Fanatikers.

Deshalb ließ er sich auch nicht einspannen in nutzlose Debatten. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ (Mk 12,17). Das Politische verlangt seinen Preis. Den Pflichten, die sich daraus ergeben, soll man sich nicht verweigern. Die öffentliche Ordnung und das allgemeine Wohl hängen daran. Doch ist dies kein absolutes Gesetz. Daneben stehen

die Pflichten gegen Gott. Beides gegeneinander auszuspielen, wäre Unrecht. Weil das Reich Gottes bevorsteht, hat Gott ohnehin das letzte Wort. Angesichts der Vorläufigkeit unseres Daseins wäre es albern, sich zu verkämpfen.

Auch zurückzuschauen wäre sinnlos. Das sagt Jesus gelegentlich in schockierender Härte: „*Gott ist kein Gott der Toten, sondern der Lebenden*“ (Mk 12,27). „*Lass die Toten ihre Toten begraben*“ (Mt 8,22). Es hat keinen Sinn, der Vergangenheit nachzuhängen. Wir leben im Hier und Jetzt, und wir sollen nach vorn schauen. Die Herausforderung, die das bedeutet, ist groß genug. Angesichts der vergebenden Güte Gottes haben wir den Rücken frei und können und sollen das Vergangene vergangen sein lassen. Das ist auch eine Mahnung, sich gegenseitig zu vergeben.

Selbstverständlich verlangen solche Sprüche auch Deutungen. Sie wollen situationsgerecht angewendet werden, genau wie Jesus es am Beispiel des Sabbatgebots gezeigt hat. Das war in der Geschichte ihrer Wirkung nicht immer der Fall. „*Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden*“ (Mk 10,9). Es ist nicht zwingend, dass diese Regel nur die Ehe meint und daraus ein schwieriges Gesetz wird. Die Ehe ist keine Schöpfungsordnung, sondern ein „weltlich Ding“. Es kann der Zufall sein, der Menschen zusammengeführt hat, ein glücklicher Zufall, für den man zeit-lebens dankbar ist, aber auch ein unglücklicher Zufall, den man zu korrigieren das Recht und manchmal sogar die Pflicht hat. Das ist ganz anders bei Eltern und Kindern. Es ist schrecklich, wenn sie getrennt werden. Hier gilt die Schöpfungsordnung. Auch Geschwister haben sich nicht ausgesucht. Sie sind von Gott zusammengefügt und sollen sich nicht scheiden.

Daraus folgt keineswegs, dass man sich von seiner Herkunft nicht lösen darf, ja sogar muss, um auf eigene Beine zu kommen. Jesus ist nicht in Nazaret geblieben, sondern ging an den See Gennesaret nach Kapernaum und in die umliegenden Orte. Dort berief er seine Schüler: Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes und die anderen. Auf seine Herkunft angesprochen, entgegnete er: „*Ein Prophet ist nirgends verachtet außer in seiner Vaterstadt und in seinem Hause*“ (Mk 6,4). Und was seine unmittelbaren Bezugspersonen betraf, verwies er auf jene, die ihm auf seinem Weg folgten:

„Siehe, das sind meine Mutter und meine Brüder“ (Mk 3,34). Auch hier zeigt er eine große Freiheit.

Martin Niemöller, der in einer Zeit lebte, als die Kirche noch ein mächtiger gesellschaftlicher Faktor war, und der genau das auch verkörperte, war dafür bekannt, dass er bei Entscheidungen sich und anderen die Frage stellte: „Was würde Jesus dazu sagen?“ Diese Faustregel war etwas zu einfach, wie man spätestens im Rückblick sieht. Denn die Frage lässt sich unterschiedlich beantworten. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind“, da gehen die Meinungen auseinander. Der Rabbi Jesus hat uns kein Regelwerk hinterlassen. Lieber hat er seine Hörer provoziert. „Was würde uns Jesus fragen?“ wäre deshalb eine bessere Faustregel. Die Antwort müssen wir selbst herausbekommen. Was wir von ihm lernen können, sind die Maßstäbe. Für Jesus war die kommende Herrschaft Gottes gewiss, und ebenso gewiss war ihm die Güte Gottes. Daraus gewann er eine Freiheit, die ihn zu sicheren Urteilen befähigte und zum jeweils angemessenen Umgang mit der Tora. Die Verbindung von Freiheit und Gewissheit in der Gegenwart Gottes war ansteckend für jene, die Jesus in seine Nachfolge berief. Sie kann es auch heute für uns sein. Amen.